

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

❖ | KJB

Estelle Laure

Während ich
vom Leben
träumte

Aus dem Amerikanischen
von Sophie Zeitz

 | KJB

Für Chris – mit dir bin ich wach.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017
unter dem Titel »But Then I Came Back« bei
Houghton Mifflin Harcourt Publishing Company, New York, USA

Copyright © 2017 by Estelle Laure
Veröffentlicht mit Genehmigung von Estelle Marchasin
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, Garbsen

Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2018 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main
Lektorat: Carla Felgentreff
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-7373-5327-4

Und das tue ich.

Piep.

Überall Schläuche. Sie kriechen aus meiner Kehle, aus meinem Bauch. Sie pumpen und fiepen. Irgendwas aus Plastik oder Gummi steckt in meiner Nase, und das gleiche Zeug bohrt sich von außen in meinen Hals wie ein parasitärer Wurm.

Ich stecke in einer Matrix aus Maschinen. Leute in Blassblau hasten hektisch um mich herum, als ich um mich schlage. Ich kann nicht anders. Es ist zu laut, alles scheppert und kreischt.

»Lieber Himmel«, höre ich eine Frauenstimme. »Halleluja, sie ist wach! Ich wusste es. Ich wusste, dass sie zurückkommt!« Sie lacht. Vielleicht weint sie auch. »Aus dem Weg«, ruft sie. »Macht Platz.«

»Eden?« Es ist Digby. »Eden! Eden, Eden, Eden!« Vielleicht weint er auch. »Bist du«, sagt er, »bist du wirklich . . .«

Ich will das Zeug loswerden, alles soll aus mir raus. Ich bin ein umgestülpter Strumpf, in mich verknotet, die Eingeweide außen. Ich will sagen, keiner soll mich anfassen, sie sollen weggehen, aber als ich den Mund aufmache, kommt nichts raus.

»Halt still«, sagt eine der Blauen, dieselbe Stimme, die vorher gerufen und gejubelt hat. »Halt still, Eden Jones.« Sie kennt meinen Namen. Sie weiß, wer ich bin. Ihre Stimme ist

fest, nüchtern, bodenständig. »Du tust dir weh, wenn du nicht stillhältst. Du brauchst die Zugänge für die Medikamente und die Nahrung, bis du stabil genug bist, dass man alles ordentlich entfernen kann.« Sie rückt die Schläuche zurecht, die zwicken und piken. Ich strampelte wie ein Baby, wehre mich, obwohl ich weiß, dass es nicht gut ist, dass es nichts bringt. Ich will beißen, irgendwas, alles.

Blau kommt, nimmt mein Gesicht in beide Hände und schaut mir tief in die Augen, so dass ich ihren schwarzen Eyeliner und ihre sorgfältig geschminkten rosa Lippen sehe. »Ich weiß, es ist verwirrend und macht dir Angst, Schätzchen. Aber du musst dich entspannen. Du hast überlebt.« Sie lässt mein Gesicht los. »Du hast es geschafft. Jetzt beruhige dich. Beruhige dich. Wir passen auf dich auf.«

Ich berühre den Schlauch an meinem Hals.

»Versuch, noch nicht zu reden. Dein Körper braucht Zeit, um sich an seine Aufgaben zu erinnern. Er hat viel vergessen, Schätzchen.« Sie lächelt, und ich sehe, dass sie gütig ist und so schön. Ich gebe nach.

»Eden.« Wieder Digbys Stimme. Mein Zwillingbruder. Sein Grün sticht ihr Blau aus, und hinter ihm Lucille, die meine Hand nimmt.

»Bleib bei uns«, sagt Blau wie zu einem ungezogenen Welpen. »Deine Leute sind hier. Du hast großes Glück, Mädchen.« Blau lässt mich los, ich liege still, und als sie sicher ist, dass ich nicht mehr zappele, tritt sie einen Schritt zurück, ohne mich aus den Augen zu lassen.

»Dir geht's gut.« Es ist eine Frage und eine Antwort. Digby

verschränkt die Finger mit meiner freien Hand. »Na ja«, sagt er, »so weit. Ich meine, dir geht's wieder gut. Du hattest einen Unfall.« Sein Mund klappt zu, dann klappt er wieder auf. Er sieht aus wie ein Fisch. Als ich lächele, springen meine Lippen auf und brennen, als hätte jemand mit einer Rasierklinge hineingeschnitten. Ich rolle mich zusammen wie ein Embryo. Ich brauche Wasser.

Wasser.

Wasser, der Fluss, Schwimmen, mein Zimmer, meine Mutter, die Blumen. Ich habe etwas verloren. Da ist Wasser, jetzt, salzig auf meiner Haut. Es rinnt mir über die Schläfen, ins Haar.

Digby sieht sich um, als bräuchte er Hilfe. Blau nickt, ich sehe es, dann fummelt sie an Schläuchen und Beuteln und Knöpfen herum.

»Eden.« Digby redet ganz bedächtig. »Hör zu. Du lagst im Koma.«

Die Decke ist in Quadrate unterteilt, und die Quadrate sind in Quadrate unterteilt und so weiter.

»Du warst einen Monat weg. Verstehst du, was ich sage?«

Ich nicke. Aber einen Monat wie? Und wo? Der Ort dazwischen, zwischen dem Wasser und hier, eine Dreiviertelstunde, eine Stunde vielleicht, höchstens ein Tag. Oder? Mein Kopf fällt ins Kissen zurück. Baumwolle auf nackter Kopfhaut.

»Als du ins Krankenhaus kamst, haben sie dir ein Loch in den Schädel gebohrt, um den Druck zu senken«, sagt er. »Du bist auf den Kopf gefallen. Deswegen haben sie dir die Haare abrasiert. Nicht schlimm. Bleibt ja nicht so.«

Wenn man die Augen auf eine bestimmte Art zusammenkneift, drehen die Deckenquadrate Pirouetten.

»Keine Angst, Eden«, sagt Digby. »Du bist immer noch hässlich.«

Lucille schlägt nach ihm.

Blau sieht ihn warnend an, dann kommt sie ans Bett und wischt mir mit etwas Kühlem über die Augenwinkel und die Stirn. Sie schnaubt und seufzt und stellt sich als Rita vor.

»Mach den Mund auf, Liebes.« Sie reibt gestampftes Eis über meine Lippen, meine trockene Zunge, das Innere meiner Wangen. Noch nie in meinem Leben hat sich etwas so gut und so richtig angefühlt wie diese Kühle.

»Eden.« Digby bohrt den Finger ins Innere seines Ärmels, was er nur macht, wenn er nervös ist. »Verstehst du, was ich gesagt habe? Dass du im Koma lagst?«

Ich nicke wieder und schlucke. Doch meine Kehle will nicht.

»Mann.« Er lässt den Kopf zwischen den Armen hängen. »Ich weiß nicht, wie ich das machen soll.«

Lucille streichelt meinen Arm in kleinen Kreisen. Da ist so viel Schmerz. Hauptsächlich innen.

»Sie sagen, diesmal bleibst du wach.« Lucille schnieft. »Das ist toll, oder? Es ist ein Wunder.«

Ja, toll.

»Vor drei Wochen hast du auch geblinzelt, und wir haben gedacht, du wachst auf, aber du bist nicht aufgewacht«, sagt Digby. »Das war ziemlich schlimm.«

»Du bist in den Fluss gefallen«, erklärt Lucille. »Weißt du

noch? Du bist ausgerutscht. An unserer Stelle. Ich konnte dich nicht halten. Es ging so schnell. Tut mir leid.«

»Lucille hat dich gerettet«, sagt Digby. »Sie ist in den Fluss gesprungen und hat dich rausgezogen. Sonst wärst du ...«

Er streicht Lucille eine lose Strähne hinters Ohr. Ihre Ohren werden knallrot. Rennwagen-Valentins-Feuerwehr-Rot.

»Sag das nicht«, erwidert sie. »Ich hab's dir erklärt. Sie war ja nur meinerwegen dort ...«

Er gibt ihr einen lautlosen, flüchtigen Kuss, der reicht, um mir klarzumachen, dass ich mir den Zwischenort und die beiden in meinem Bett nicht eingebildet habe. Es war echt. So echt wie das Krankenhaus, die schrecklichen grellen Lampen, die hässliche rosa Bettdecke.

Lucilles Hälfte der Beste-Freundinnen-Kette, die wir mit zehn gekauft haben, leuchtet auf ihrer Haut, die silbernen Kreolen-Ohringe, ihre graublauen Augen, und Digby mit Haar wie meinem, schwarzer Kapuzenjacke, grünem T-Shirt, schwarz gestreifter Mütze auf dem Kopf. Alle guten Farben.

Mir tun die Arme weh, die Beine, der Hals. Nur die Füße nicht. Ich reibe sie aneinander. Keine Blasen, keine Beulen. Sie sind glatt und weich.

Ich werfe die Decke ab und setze mich auf, aber mir wird sofort schwindelig, und ich sinke ins Kissen zurück.

»M-mh.« Rita schüttelt den Kopf und deckt mich zu wie ein kleines Kind. »Keiner kippt um, solange ich Dienst habe, also bleib bei uns, Liebes.« Sie sieht mich so durchdringend an, dass ich mich frage, was für ein Leben sie führt. Hat sie Kinder? Sie sieht aus, als könnte sie in meine Klasse gehen.

Jung. Am Ende sagt sie: »Du musst ganz langsam machen. Du hast sieben Kilo abgenommen, dabei warst du vorher schon so dünn. Du hast einen Monat lang keinen Schritt getan und kein Wort gesprochen. Außerdem hattest du eine üble Gehirnerschütterung. Also bleib ganz ruhig.«

Ich will zurück an den Ort mit der Blume, wo nichts war. Keine Sorgen. Keine Not. Kein Körper, kein Leben, das ich bewältigen muss, und keine Menschen.

»Die Ärzte sind auf dem Weg«, sagt sie. »Alles ist gut.«

Ich will meine Mom. Ich will meine Mom.

»Mom ist unterwegs«, sagt Digby, als hätte er mich gehört. »Sie und Dad sind nur kurz was essen gegangen.« Er fummelt an seiner Mütze herum. »Es ist das erste Mal seit dem Unfall, dass keiner von ihnen hier ist.« Es ist eine Entschuldigung. »War ja klar«, sagt er.

Mein Herz wird langsamer und pocht widerwillig gegen meinen Brustkorb.

Ich holte tief Luft und lauschte dem alten Gebälger meines Herzens.

Ich bin, ich bin, ich bin.

Sylvia Plath.

Die dumpfen Schläge vibrieren in meiner Brust, den Hals hinauf und setzen sich hinter meinen Augen fest.

Ja, ich bin. Ich bin wieder auf der Erde, ein mickriger Mensch. Weißt du, woher ich das weiß?

Weil nichts so weh tut wie das Leben.

Ich will meine Augen nicht mehr zum Aufsein zwingen. Sie sind zu schwer.

Also schließe ich sie.

Patient: Eden Jones

Glasgow-Koma-Skala

Augen öffnen: *auf Ansprache* [2]

Sprache: *vereinzelte Worte* [3]

Motorik: *Beugen bei Schmerz* [3]

Punkte gesamt: [8]

Prognose: *unbestimmt*

*Das versinkende Mädchen
liegt im Zimmer nebenan.*

Ich brauche einen Moment, bis ich sie wiedererkenne. Kahler Kopf. Tätowierte Engel. Da weiß ich, dass sie es ist. Wir sind die einzigen beiden Komamädchen. Der Rest der Station sind uralte Leute in Rollstühlen. Die meisten hatten einen Schlaganfall, schlaffe Gesichter, manche sabbern. Das Krankenhaus ist so klein, es gibt keine Kinderstation, jedenfalls keine neurologische, also werden wir hier alle zusammengewürfelt.

Außer ihr. Sie liegt da wie Schneewittchen in ihrem Sarg. Hinter Glas. Spiegelglatt. Ich weiß nicht, wie sie heißt, also nenne ich sie Vasquez. *Alien* ist einer meiner Lieblingsfilme, und Vasquez ist meine Lieblingsfigur. Sie ist eine knallharte Soldatin mit Maschinengewehr, die einzige Frau bis auf Ripley, und sie tötet das Ding. Sie hat keine Angst vor ätzenden Monstern. Sie hat vor gar nichts Angst.

Meine Vasquez hat schwarzes Haar, flaumige Stoppeln, die auf ihrem schönen ovalen Schädel sprießen. Nicht jeder kann Glatze tragen, aber ihr steht sie. Außerdem hat sie eine Narbe mit ungefähr einer Million Stichen auf der Stirn, aber ansonsten ist ihre Haut von einem kühlen Braun, bis auf die Stellen, wo die Flügel der tätowierten Engel unter dem Krankenhaushemd hervorblitzen.

Damit das klar ist, ich weiß, dass sie nicht wirklich Vasquez ist. Mein Hirn greift nur nach allen Strohhalmen, um mich zu unterhalten. Ich darf nicht fernsehen, keinen Computer benutzen, nicht mal telefonieren. Die Ärzte sagen, ich brauche Zeit. Eine nichtstimulierende Umgebung. Bis es mir bessergeht. Bis ich nicht mehr verwirrt bin.

Ich erinnere mich kaum an meine Verwirrung. Nur dass es sich angefühlt hat wie eine Art Hochgeschwindigkeitsalptraum. Die Schwestern sagen, es hat ungefähr eine Woche gedauert. Zwischendurch habe ich meine Eltern für verdeckte CIA-Agenten gehalten, die im Krankenhaus waren, um mich zu töten. Außerdem jagten lose Erinnerungsfetzen durch meinen Kopf. Wie ich als Zweijährige fast an Spinatsuppe erstickt bin, wie ich die Treppe runterfiel, mit der Hand eine Weihnachtsbaumkugel zerbrochen habe. Unangenehme Erinnerungen aus meiner frühen Kindheit, ich weiß nicht warum. Jetzt kann ich darüber lachen, aber währenddessen hat es mir Angst gemacht, wie ein Computer, der beim Rebooten willkürlich Dateien öffnet. Ich glaube, jetzt bin ich wieder normal.

Gestern, als ich an Vasquez' Zimmer vorbeiging (mit »Gehen« meine ich, ich bin wie eine uralte Frau mit einem Rollator vorbeigeschlurft), saß ein Junge an ihrem Bett. Glänzendschwarzes Wuschelhaar, ein rotgrünkariertes Flanellhemd mit weiten Jeans und Arbeiterstiefeln, muskulöse, sehnige Unterarme. Das ist alles, was ich erkennen konnte, ohne die Nase an die Scheibe zu drücken wie ein Psycho. Was ich gern getan hätte.

Ich taufte ihn Hudson, nach Vasquez' Kumpel. Ich stelle mir die beiden verschwitzt und mit Stirnbändern vor, im Über-

lebenskampf gegen die Aliens, die sie nicht besiegen können, weil sie in ihnen leben. Vielleicht hat das Alien seine Eier in Vasquez' Gehirn gelegt. Vielleicht hat sie deswegen die Narbe, liegt deswegen im Koma.

Natürlich erfinde ich das alles über Vasquez und über Hudson, ihren Kumpel, und die unterschwellige romantische Spannung zwischen beiden. Vielleicht liege ich vollkommen falsch. Vielleicht trägt sie in ihrer Freizeit weiße Spitzenkleider und rosa Wildblumen im Haar, und am Wochenende macht sie Picknick am See. Mit ihm. Vielleicht stehen sie auf Kitsch-romantik.

Aber das glaube ich nicht.

Vasquez zu bespitzeln ist sowohl die praktische als auch die naheliegende Option, denn auf der Neuro-Intensivstation haben die Zimmer Fenster, damit die Patienten (wir) leichter zu beobachten sind.

»Bist du so weit, Liebes?«

Es ist meine Mutter.

Wie lange steht sie schon da? Wie lange habe ich durchs Fenster gestarrt? Zeit ist auch nicht mehr das, was sie mal war. Ständig entgehen mir Dinge.

Mom schiebt mich sanft an, hakt sich bei mir unter. Sie findet meine Faszination für Vasquez nicht gut, das weiß ich, aber ich werde ihr die Sache auf keinen Fall erklären. Jedes Mal, wenn ich vor Vasquez' Zimmer stehen bleibe, holt Mom hörbar Luft, als müsste sie sich zusammenreißen, um Geduld zu bewahren.

Hudson ist heute nicht da, was echt schade ist, weil es

schwer ist, jemanden zu entschlüsseln, den man nicht beobachten kann. Der Stuhl ist leer. Arme Vasquez. Ganz allein.

»Komm«, sagt Mom. »Der Arzt will, dass du trainierst.«

Sie meint, ich muss gehen üben, aber in Wirklichkeit muss ich üben, ein Mensch zu sein. Früher war ich darin besser.

Tschüs, Vasquez. Ich winke, auch wenn ich zur Antwort nur ein Piepen bekomme.

Mom runzelt die Stirn (sie runzelt viel die Stirn in letzter Zeit).

Ich tätschele ihren Arm. Weiter. Zur Blutabnahme.

Unsere Wanderungen von Station zu Station haben Folgendes ergeben:

- Ich bin stolze Besitzerin einer Critical-Illness-Myopathie, was heißt, dass ich ständig müde bin.
- Und einer Gehirnerschütterung, was heißt, dass ich reizbar bin.
- Außerdem muss ich nach der vierwöchigen Intubation eine Schlucktherapie machen, weil mir Sprechen und Essen schwerfallen.
- Dazu habe ich geschädigte Nerven in den Beinen, was zu einem leichten Humpeln führt, das bleiben kann, aber nicht muss.
- Das heißt Physiotherapie.
- Jeden Tag.
- Und der Bonus: Ich bin nur noch Haut und Knochen. Ich meine, buchstäblich. Ich bin so klapperdürr, dass ich beim Umziehen die Augen zukneife. Mein Anblick ist verstörend, vor allem, weil ich früher immer dünner und

dünnere und leichter und leichter sein wollte. Erst jetzt weiß ich, was übrig bleibt, wenn alles Weiche weg ist. Nicht viel. Echt nicht viel.

Wir schlurften am gerahmten Bild einer Vase vorbei, einem Gartenbild und einem Gänseblümchen, bei dem wir links abbiegen. Als wir vorbeigehen, wird das Gänseblümchen schwarz.